XXI. Jahrg. Berlin, den 19. Oktober 1912. Nr. 3.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1912.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Oktober 1912.

Dies illa.

Panik.

In hunderttausend Deutschen ist, wie in Shakespeares dickstem Ritter, die Gier größer als das Vermögen. Hunderttausend Deutsche wollen scheinen, was sie nicht sind: reich; oder wenigstens „wohlhabend“. Wollen stolzirend erzählen, daß sie im August in SanktMoritz oder Madonna di Campiglio, im September in Biarritz oder Blankenberghe waren; der neidischen Nachbarschaft sich im Automobil zeigen, im eigenen oder in einem gemietheten, das sie, weils ihre Mittel erlauben, Stunden lang warten ließen; im Winter zehnmal zwanzig besternte, bebänderte Herren nebst dreißig bis unter die Achselhaare entblößten Damen in ihrem „Heim“ füttern (auf ausgeliehenen Goldstühlchen, mit herbeigefahrenen, flink aufgewärmten Speisen, vor denen der Eisblock mit dem Caviarhaufen nicht fehlen darf); die den upper ten Zugehörigen mimen, also auch in ausgetrommelten Konzerten und Theatervorstellungen auf den theuersten Plätzen thronen; ein Tag und Nacht in Seide und Spitzen gewickeltes, nach Korylopsis riechendes Mädchen mit französischem Bett und Opalampel halten oder einem Tenor, Seiltäufer, Bretterromeo, Ringkämpfer Miethe, Kleidung, Feinfutter bezahlen; und sich, wenn sie nicht etwa im Gestrüpp ihres Lebensschleichpfades die Ehrenrechte verloren haben, einen Orden oder Titel, nach dem Tarifsatze, kaufen. Ist die Schaar Derer, die das dazu nöthige Geld haben, so groß, wie der Arglose glauben muß, der in

deutschen Hauptstädten die Fülle der Automobile, der geputzten Kinder und mit Sammet, Pelz, Juwelen aufgedonnerten Weiber, den Prunkapparat des Wintervergnügens sieht und, während durch die Blätter der bourgeoisen Meinungplantagen das Sturmgeheul über den hohen Fleischpreis schrillt, von Sachkundigen hört, daß im berliner Palais de danse an manchem Abend tausend Flaschen Sekt getrunken werden? Nein, die Schaar ist viel kleiner, als sie flüchtigem Hinblick scheint. Von Müllers raunen Meyers, von Meyers schmälen Müllers: „Die Leute leben über ihre Verhältnisse.“ Müllers und Meyers sind, Beide, im Recht. Hunderttausend „leben über ihre Verhältnisse“. Die würden nur schmalere Wohnung, kargere Kost, simplere Ergötzung gestatten. Beamtengehalt oder Geschäftsertrag, vier oder gar drei Prozent aus den von der Frau ins Eheverließ gebrachten Konsols: damit sind kaum die Theaterabende (mit Reiher, Stola, Autos, Atzung im Kaiserhof, bei Adlon oder auf Max Egons Esplanade) zu decken. Doch liegt nicht ringsumher schöne grüne Weide? „Plutussohn hat durch Hansa sein Glück gemacht und Professor Haustausch an Waffen und Munition ein Vermögen verdient. Beide meinen, noch sei Zeit, ein Bischen zu kitzeln. Gefährlich? Mehr als an Reichsanleihe, die, auf Krücken, unter 78 steht, wird man daran auch nicht verlieren; und hat wenigstens Chancen. Warum soll ich aus Liebe geheiratet haben?“ Er kitzelt. Fortuna wirft ihm, die Schamverletzung zu rächen, ein paar Bläulinge mit berlinisch erbärmlichem Bild und dem Gekritzel der Reichsbankdirektoren hin: und hat ihn nun am Ohrläppchen. Er spekulirt. Macht Termingeschäfte. Kauft mit dem Gelde der Bank, in deren Stahlkammer sein Mitgiftrest liegt, Aktien, die er, wenn sie um zehn Prozent gestiegen sein werden, sicher verkaufen wird und dann doch behält, weil ein neuer Tip ihm verrathen hat, daß „die Sache erst anfängt“. Eine Weile gehts. Plötzlich fühlt Herr von Gwinner wieder einmal den Drang, seinen Namen zu plakatiren, und kündet, ohne auf seiner Höhe sich um die im Thal greifbaren Thatsachen zu kümmern, dem Erdkreis, die Konjunktur neige dem Ende zu. Oder der Reichsbankpräsident (Herr Havenstein: eine im Mai erfrorene Hoffnung) sucht den Mangel an fruchtbaren Gedanken dadurch zu verbergen, daß er in dem Augenblick, wo auch der anständige Kapitalist, der Löhner eines ums Doppelte

zu großen Beamtenheeres, an seinem Anlagepapier Freude erleben könnte, unkluge, nach Preßbeifall haschende Warnungen ins Land schickt und draußen die Meinung nährt, die Mär von deutschem Wohlstand sei Lug und Trug. (Das wäre, selbst wenn er nie übertriebe, nicht seines Amtes. Er ist nicht der Wortführer noch reicher, schon rückständiger und den Großbanken drum neidischer Privatbankiers. Darf sich den Aktienbankleitern nicht vorgesetzt wähnen. Die soll man einsperren, wenn sie mit fremdem Geld leichtsinnig wirthschaften; aber nicht, wie ungezogene Jungen, öffentlich rüffeln. Daß die sonst Breitspurigen, um den Excellenzenklüngel nicht zu verärgern, sichs gefallen lassen, schändet die ganze Kaste. Auslachen müßten sie den leistunglosen Magister lobesam; ihm auf offenem Markt zurufen: „Wir haben für Deutschlands Industrialismus, Lebenskraft, Weltstellung in einem Jahrzehnt mehr gethan als Sie in Ihrem langen Leben und unser Geschäft schon verstanden, ehe Freund Kreuzwendedich Sie in die Seehandlung lotste, aus der Sie nichts Rechtes zu machen wußten. Sorgen Sie für Ihren Kram, der viel schlechter als unserer aussieht, und verderben Sie, im Bund mit eitlen Phrasiern und untüchtigen Erben, uns nicht die fürs solideste Geschäft nöthige Stimmung.") Der gemeinschädliche Unsinn des Einen, die bramsige Rüge des Anderen erwirkt eine Baisse. Verhallt aber schnell. Schlimmer wirds, sobald das Kriegsgespenst umgeht. Wer seine Aktien nicht bezahlt hat, also auch nicht auf beliebige Zeitdauer behalten kann, muß fürchten, in der ihm unbequemsten Stunde von dem Gläubiger gemahnt, zur Zahlung (des Preises oder des Kursverlustbetrages) gedrängt zu werden: und giebt deshalb lieber schon in der ersten Spukdämmerung den Auftrag zum Verkauf. Hunderttausend handeln so. Und hat das Massenangebot unbezahlter Aktien jähen Preissturz erzwungen, dann werden auch die im Besitzrecht wohnenden Aktionäre ängstlich, werfen die über Nacht um ein Drittel entwertheten Effekten von sich: und eine Papierlawine rollt ins Bodenlose. Jeder Wirthschaftwerth schrumpft. Weil Hunderttausend „über ihre Verhältnisse gelebt haben".

Die Handelszeitungen (die in Berlin freilich nur Börsenzeitungen sind) könnten helfen. An jedem Abend müßten, an jedem Morgen ihre Leiter zu den Kunden von sauberem Wirth-

schaftwandel sprechen: „Ihr habt Aktien gekauft, weil Ihr die Gesellschaft, die sie ausgab, für gesund, klug regirt, ertragsfähig hieltet. Das bleibt sie; mögen in Ostasien, Nordafrika, in der Türkei die Völker noch so ungestüm aufeinanderschlagen. Schmälert in der AEG, in Harpen, Gelsenkirchen, Haspe der Umsatz sich um ein Beträchtliches, weil die Balkanwenzel gegen den Schattensultan Krieg führen? Und leidet eine Gesellschaft, in der Euer Geld mitarbeitet, in währender Kriegszeit: über ein Kleines erholt sie sich. Dürft Ihr, als Mitbesitzer, das Leid dadurch mehren, daß Ihr der Kränkelnden Euer Geld entzieht? Wartet geduldig; erleichtert nicht, durch die Beschleunigung des Kursfalles, einem schatzsüchtigen Vorstand den Entschluß, bei der nächsten Gewinnvertheilung zu knausern. Lasset Pumpspekulanten, Ultimohändler, hoc genus omne bluten, bis Zunge und Zahnfleisch erbleicht. Gehts Euch an? Ihr könnt warten: wartet; so meidet Ihr schmerzhaften Verlust und reißet nicht alle Nationalbilanz für Monde in Wirrniß. Schlottert auch nicht, wenn Ihr lest, was in Wien und Paris geschah. Oesterreich-Ungarn ist eine Balkangroßmacht, der Schotenring eine schlüpfrige Gegend, Frankreich mit Türken-, Serben-, Griechen-, Bulgarenpapieren bis an den Schlund vollgestopft. Da schoß der Schreck aus dem Grund fester Verpflichtung. Bei uns ist er ein Popanz. Und ein Ochs, wer an solchen Tagen ungenöthigt die von Lübrianen ins Sinken gebrachten Aktien verkauft." Das würde, nach und nach, nützen. Thun es die Herren Redaktoren? Mancher möchte vielleicht; scheut aber des Chefs Zorn mehr als Jahwes oder der Monismuspfaffen. Nur keine Verantwortlichkeit auf sich laden: Erstes Gebot ein Lehrbuch des Börsenpiloten. „Wenn wir vom Verkauf abrathen und der Kurs danach noch viel elender wird, kommen ganze Stöße grober Abonnentenbriefe vors Auge des Alten, das uns vom Thrönchen dann in den Wurstkessel weist. Um solchem Schicksal auszubiegen, wimmern wir ja fast täglich, jahrein, jahraus, Alles sei überzahlt, der Himmel umwölkt, des Pharaos magere Kuh dicht vor der Stallthür. Habt Ihrs niemals gemerkt? Kommen Niederschläge: wir sind schön heraus. Hebt sich die Kurve noch höher: die Vorwürfe hageln nicht und wir freuen uns mit flach gefurchter Stirn. Die Ordre lautet: Unter allen Umständen ist darauf zu achten, daß

unsere Kundschaft, Inserenten und Abonnenten, nicht durch die Befolgung eines im Blatt gegebenen Rathes Geld verliere; sonst läuft sie uns weg und denkt obendrein noch, wir seien fürs Animiren gemiethet worden." Habt Ihrs nie gemerkt? Nie, wer im eigentlichen Sinn die Zeitung redigirt? Dann seid Ihr würdig, die Schauergeschichten von Panik und Deroute zu schlucken und durch albern hastige Angstverkäufe Euch die Silvesterbilanz zu schimpfiren.

Dramatis personae.

Wie kindisch wirkt, wie niedrig zielt der Gassenhohn über das kleine Montenegro und seinen König! Daß der im Balkanbund Winzigste den Angriff begann, war natürlich verabredet worden. Wenn ein Türkenheer nordwärts gelockt werden konnte, wurde den Bulgaren und Serben die Arbeit erleichtert; wenn es, vor der Unterzeichnung des Tripolisfriedens, nah an Cetinje, zwischen Antivari und Cattaro, kam, konnte mindestens Victor Emanuel sich freuen. Dessen Schwiegervater, König Nikolaus, ist tapfer, eitel, pfiffig; Held, Narr und Schlaukopf; ein Balkanbjörnson, der nicht den Wuchs des Aulestaders hat, doch eine betastbare, versetzbare Krone trägt. Reden, Dramen, Hymnen und anderes Patriotenspektakel: die czernagorische Majestät geruht, Alles selbst zu machen; und ihr Machwerk steht über unserem „Großen König" („Alles für die Firma!") Ein Prachtkerl, der in seine Welt paßt und den der stämmig stille Zar Alexander zwar nie als einzigen, oft aber als liebsten, zuverlässigsten Freund begrüßt hat. Mit oder ohne Verabredung: daß der Knirps, fürs Erste allein, den Türken zum Kampf herausheischte, war eine Heldenleistung, die jeder Mann rühmen muß. Und an der Nikas Selbstgefühl sich bis zum letzten Wank rösten wird. „Da Alle zauderten, schlug ich los." Südslavenbefreier. Achill und Nestor, Odysseus und Homer von einer Haut umspannt. Ein kleines Volk stürzt sich, den Glauben, die Rasse zu wahren, aus freiem Willen in Lebensgefahr: und in Deutschland, hundert Jahre nach Scharnhorst, York, Schill, öffentlich Meinende rülpsen ihm Spottlieder nach. Nase zu; weiter. Der verschlagene Profitwitterer Georgios, der als Hellene vermummte Däne, wird glimpflicher behandelt. Bei uns; zu Haus

kennt Jeder die schöne Maske. Sechsmal vom Volkswillen ersucht, den Thron Agamemnons zu räumen: sechsmal geblieben, weil nur der mit Gewalt Weggejagte das Recht auf den Ruhesold, das von den Großmächten dann fällige Reugeld, hätte. Da er von Manierlichen nicht abzuschütteln ist, läßt man ihn hausen; spricht von ihm aber wie von dem lästigsten Kostgänger. Der Serbenpeter sogar wird sanfter angefaßt als sein Schwiegerpapa in Cetinje. Ließ ja auch nur die angenehmen Zeitgenossen Alexander und Draga töten, verpflichtete sich durch Namensunterschrift, keinem der Totschläger je ein Härchen zu krümmen; und ist seitdem von Gottes Gnade König. Die stärkste und am Besten gedrillte Claque hat Ferdinand, Zar der Bulgaren (auch der in Makedonien, unter der blutrothen Türkenmondsichel, schmachtenden, versteht sich). Koburger: also außen kalt, beweglich, changeant in Wollen, Haltung, Huld und Ton, nach langer Leutfäligkeit hochfahrend, mit der inneren Möglichkeit zu schroffster (also löblichster) Brutalität. Vielleicht kein Kongoleopold noch ein King Edward; doch ein kluger, anmuthig gebildeter Herr, ein ungemeines Herrschertalent in der Hülle eines mit Buchwissen und Lebenserfahrung gepolsterten Plauderkünstlers. Und das Wichtigste: sehr reich. Ein russischer Corpsführer, der sich zu den Befreiern Bulgariens zählte, pflegte zu sagen: „In Balkanstaaten, wo Alles, bis ins Ministerzimmer, Trinkgeld ersehnt, ist ein reicher Regent allmächtig." Ferdinands Schatulle erlaubt jeden Aufwand; würde sogar Vergeudung erlauben. Drei Aussprüche des noch unter Gichtqual zäh Aufrechten. „Jeder Monarch muß heutzutage Komoediant sein. Die Kollegen werden schauen: ich bin der für Schauspielerei begabteste." „Wenn mir beschieden wäre, meine Regirung ohne Glanz und Glorie zu enden, müßte ich wünschen, nie nach Sofia gekommen zu sein." „Ich werde mich für den Frieden einsetzen, so lange ich s vermag, ohne täglich einen Mordanfall fürchten zu müssen." Selbstverspottungsucht, Ehrgeiz, mißtrauische Vorsicht; ein kühles Herz, das ein Föhn aus Phantasieland für Minuten in Hitze wirbelt; nicht verwegen, nicht kriegerisch, aber in persönlicher Deckung manchmal kühn. Koburger. Der Blousenkönig Leopold, Prinz-Gemahl Albert, Fritzens Vicky und deren Aeltester sind ihm verwandt. Die Bulgaren, denen er viel

erarbeitet hat, schätzen seine Verwalterkunst und Unterhändlerlist sehr hoch ein; und würden ihn aus Slaveninbrunst anbeten, wenn er zum Rock auch das Wesen des Soldaten hätte, ein Tröpfchen vom Blut des nur physisch tapferen Battenbergers. Träumt er jetzt von der Sonne, die ihn in Glanz und Gloria des Generalissimus nach Sofia heimkehren sieht?

Von den vorn mitwirkenden Ministern hat nur einer Haltung und, ohne Riesenmaß, ansehnliches Format: Sir Edward Grey. Der hält keine Reden, schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit Philosophie oder Historie, birscht sich nicht an junge oder alte Potentaten heran, trabt nicht mit der Yeomanry durch die Straßen. Ist gar nicht eitel; nie auf Applaus erpicht. Er weiß, was er wollen muß, und ertastet, furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem Gelände nicht allzu selten den Weg, der ans Ziel des Wunsches führen kann. Seit er den stuttgarter Ikarus („Jammer genug!“) nicht nur mit blanker Klinge aus dem Feld geschlagen, sondern danach vor allen Unbefangenen ins Unrecht gesetzt hat, nennt die Zunft ihn Meister. Auch in diesem Herbst hat er leise, gründlich, klug und beinahe unsichtbar gearbeitet; rechts Kitchener, links Nicolson als Berather. Allerliebst, wie er, der den Gesammtplan langsam mit Reifen und Dauben gedichtet hatte, in der ersten Ausführungsstunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen den faulen Schlingeln gebührenden Tadel ins Quartalszeugniß bekam). Ob er bis ans Ende durchhalten darf, ist abzuwarten. Sonst? Das Unzulängliche wurde Ereigniß; in West und Ost. Poincaré: tüchtiger Civilanwalt; ein lothringischer Kempner, der im Barreau zwischen Waldeck-Rousseau und Briand gesessen, in den Kammern Barrès und Clemenceau, den Großneffen der Hirtin von Domremy und den Urkelten, bestaunt hat und sich so fest ins Vertrauen seiner Landsleute betten möchte, daß er ein möglicher Erbe des Herrn Armand Fallières wird. Durchaus geschickt zu Parteivergleichen und Gesellschaftverträgen; doch ohne Phantasiekraft und eingeborenen Sinn für das politisch Nothwendige, für Resonanz und optische Fernwirkung. Mit Formeln, meint er, mit bedächtig erwogenen conclusions ist Alles zu machen; und verliert den Faden, wenn in seine langen, mit „attendu que“ beginnenden Perioden von Podgoritza her die Kanonen hineinböllern. Giolitti

(San Giuliano ist nur Handlanger und „nachgeordnete Instanz"): Fra Diavolo als Exzellenz; der auf die Höhe gelangte, mit Gipfelehren geschmückte Bandit, der, weil ers „nicht mehr nöthig hat", die Flamme ins Vaterland schlagen läßt. Nett, wie er jeden Familienzank mit den Parisern ausnützt, um in der Spree eine Mittelmeerbürgschaft zu erködern (mit der er dann in Frankreich wieder den Bündnißpreis steigern könnte). Hinter der Talleyrandlarve steckt aber nur ein Fouché, dessen Kinderstube vom Nachhall des Borgiaruhmes bebte nnd der seinem Bonaparte (Crispi) das Räuspern und Spucken abgeguckt hat. Sasonow: ein kleiner Mann; kränklich behender Tshinownik; Anbeter, Echo und, wo es irgendwie geht, Rächer Iswolskijs (der ihn, wie Bülow den Bethmann, als unschädlich Scheinenden vorschob). In Petersburg ohne Ansehen; viel zu schwach, um gegen die montenegrischen Großfürstinnen (Militza, die in Spiritismus, Anastasia, die in Franzosenrevanche macht) und deren Popen, Nacktbüßer, Bademeister und Damentröster aufzukommen; nicht einmal so robust, daß er den Panslavisten mit dem Germanennamen Hartwig, der dieser Hofclique in Teheran und Belgrad sich mit täppischem Uebereifer empfahl, in Demuth zu ducken vermochte. In vollen Zügen schlürft der daheim Dürstende drum im Ausland die Wonnen der Hohen Excellenz. Ist jedem Photographen und Interviewer willig zu Dienst, täuscht sich, vor Linse und Tintenstift, mit fast gortschakowischer Selbstzufriedenheit über seines Liebreizes Fülle und dünkelt sich einen Gewaltigen, wenn er dreißigmal zwischen der ersten und der letzten Theekonfiture eines Tages den ranzigen Schwatz von der Erhaltung des status quo und dem einmüthigen Willen zur Lokalisirung des Balkanbrandes von sich gegeben hat. Ungefähr so redet, freilich seltener, auch Graf Berchtold (der Europen noch den Befähigungnachweis schuldet). Auch, wie Sasonow, nicht zuversichtlich, in Willen und Muth stählern genug, um Alles auf eine Karte zu setzen. Auch, wie der Russe, im Strudel zweier unvereinbaren Hofströmungen. Er ächzt unter der Last aehrenthalischer Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sandschak, verspätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launischen Tölpelei der berliner Sozien (die ihm vor einem Jahr Italiens Balkanverzicht auf dem Präsentirbrett bringen, damit den aus

allen Näthen platzenden Dreibund fürs Nächste festigen konnten und ihn jetzt mit der posener Enteignung, wider das seinem Vorgänger in den Handkoffer gepackte Versprechen, den Polenklub, vor unerhört hohen Militärforderungen, im Tiefsten verstimmen); hat aber auch eigene Fehler zu bestöhnen. Er durfte den magyarischen Vettern und Freunden nicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vor den Hitzkopf stieß und gegen Oesterreich aufstachelte; durfte noch weniger, neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Türkenreich, Beusts Zufallswort von der wünschenswerthen „Autonomie“ osmanischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung und zaghafter Einschränkung (die dem Herrn des Ballplatzes den Nimbus bleichten): dieses Wort ward zur Lunte, die den lange gespeicherten Zündstoff in rothes Geflacker auflodern ließ. „Wehe! Wehe! Beide Theile stehn in Eile schon als Knechte völlig fertig in die Höhe! Helft mir, ach, Ihr hohen Mächte!“

Desiderata.

Sind diese hohen Mächte noch mächtig? Nein, lautet das rasche Urtheil der Galerie; Wochen lang haben sie sich vergebens um die Friedenswahrung gemüht, in Sofia, Athen, Belgrad, Cetinje kein Gehör gefunden und ihr Prestige so geschwächt, daß sie einem christlichen Sieger die Beute nicht mehr aus den Fängen zerren könnten. Dieses Urtheil wäre gerecht, wenn das Mühen ernsthaft gewesen, die „Willenseinheit“ nicht nur, dumme Passanten zu schwichtigen, ins Schaufenster gelegt worden wäre. Begreift Ihr, nach allem Geschwätz, noch immer nicht, worum sich der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer Zukunft. Verlegenheit der Türkei: Gelegenheit der Balkanstaaten. Griechenland erstickt in der Schmach, wenn ihm nicht endlich Kreta zugesprochen wird. Bulgarien (dessen deutscher König, mit koburgischer mimicry seiner Umwelt angepaßt, den Slavendrang ans Ziel führen möchte und von Deutschen dafür noch bejauchzt wird) braucht einen stattlichen Fetzen aus der Nordflanke Makedoniens. Die Serben müssen aus einer Klemme, in der ihre

Wirthschaft dorrt, ans Meer; und Nikita würde mit dem Eidam Peter gern den Sandschak theilen. Gemeinsam ist allen Vieren der Trieb, die Schande der Türkenherrschaft vom Haupt ihrer Brüder zu schütteln. Solches Herzensbedürfniß der Kleinen bringt die Großen nicht in Feuer. Der Türke kann auf keine Kulturleistung pochen; sein Land ist verwahrlost, sein Staatshaushalt erbärmlich, seine Politik von Bummelstudenten geleitet (die jetzt, nach einem Einbruch in den Ministerrathssaal, auch das Postulat schärferer Friedensbedingungen ertrotzt haben); weder sinnliche noch übersinnliche Werthe hat er je geschaffen. Aber Frankreich hat ihm vier Milliarden geborgt und darf ihn, so lange er in Europa athmet, der Schuld und des Christenprotektorates wegen nicht allzu rauh anpacken. Italien will die Adria umklammern oder sich im Aigaiermeer Stützpunkte sichern. Rußland strebt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und würde durch einen ihm unterthanen Bund starker Südslavenstaaten zum Herrn Osteuropas. Da dräut der Anfang vom Ende habsburgischer Großmacht (auch deutsch-österreichischer Handelsexpansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund ins Läppergeschäft einschränken würde); deshalb ist, was jetzt auf dem Spiel steht, für Habsburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel der Firmentafel in Bosnien war, und wir verlieren Oesterreich, wenn ihm der geringste Zweifel an berliner Bündnißtreue das Blut vergiftet. Aergste Gefahr: England will (weil es wollen muß) Deutschlands Genossen in seinen Concern ziehen und sich, in Egypten oder Arabien, einen Khalifen schaffen, mit dessen Stimme es auf seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne die Absicht zu entschleiern, neue, empfindliche Schwächung der Türkei wünschen. Einzige Friedenshoffnung: Rußland ist mit seiner Rüstung noch so tief im Rückstand, daß es um jeden erschwinglichen Preis zwei Friedensjahre erkaufen müßte. Und wem lächelt, noch einmal, die Gunst der Konjunktur? Dem Deutschen Reich. Im Feld und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann.

Die Frauenfrage in Kamerun.

Auch Kamerun hat seine Frauenfrage, freilich die Frauenfrage der primitiven Länder, die sich nicht aus einem Ueberfluß an weiblicher Bevölkerung und Arbeitkraft ergiebt, sondern aus einem Mangel. Noch ists nicht lange her, seit als heiliges, selbst von der Wissenschaft verfochtenes Dogma galt, daß die weiße Frau in den Tropen fast völlig steril sei und schon deshalb nicht dorthin auswandern dürfe. Wie weit sichs dabei um bequeme Vermuthungen, wie weit um Thatsachen handelt, ist nicht ganz leicht zu entscheiden. Sicher ist, daß der kameruner Weiße in den ersten Jahrzehnten der Kolonie sich fast ausschließlich mit schwarzen Frauen beholfen hat.

Die Mannesabstinenz ist in den Tropen ein Traum, dessen Verwirklichung weder möglich noch nützlich ist. Das heiße Klima peitscht und erregt die Sinne in einer daheim ganz unbekannten Weise. Auch hat der dort unten Jahre lang einer Aufgabe lebende Weiße durch sein schwarzes Weib allerlei wirthschaftliche Vortheile, die dem Ledigen versagt bleiben. Der Kaufmann, der tief im Busch, oft viele hundert Meilen von der Küste und viele Tagereisen vom nächsten Weißen entfernt, seinen Geschäften (meist dem Gummihandel) nachgeht, hat in seinem Weib, wenn er es leidlich anständig behandelt, eine Gehilfin, die nicht nur seine Sachen in Ordnung hält, sondern auch auf seine schwarze Dienerschaft (Koch, Jäger, Boy) ein Auge hat und ihn vor deren Betrügereien wirksamer schützt, als er selbst vermöchte. Hat sie Zuneigung zu ihm gefaßt (die will auch hier erst errungen sein), so steht sie ihm in Noth und Gefahr, wie sie das Leben im Busch mit sich bringt, zur Seite und widmet ihm, ist er krank, die opferwilligste Pflege. Aus solchen Erlebnissen wird, wie sich verstehen läßt, dann manchmal ein stärkeres, innigeres Band, als es sonst zwischen den beiden so verschiedenwerthigen Rassen zu bestehen pflegt. Ich habe an der Küste manchen Kaufmann aus dem Inneren getroffen, der nach mehrwöchiger Trennung die lebhafteste und aufrichtigste Sehnsucht nach seiner schwarzen „Mammi" äußerte und nicht um die Welt eine weiße für sie eingetauscht hätte.

Der oft gehörten Behauptung, daß die Negerin nicht treu sein könne und den weißen Herrn und Gebieter regelmäßig mit einem seiner Boys betrüge, wird von anderer Seite durchaus widersprochen; vermuthlich ist es damit ungefähr so wie bei uns: die Untreue auf der einen zieht leicht die Untreue auf der anderen Seite nach sich. Das in der Wildnißfreiheit, entlastet vom Druck der Kontrole, oft ins Ungemessene anschwellende Herrengefühl des Europäers läßt ihn eben hier und da die Rücksicht vergessen, die er auch einer schwarzen, für ein paar Hundert Mark gekauften Frau schuldig ist. Wer für ein paar Lappen bunten Tuches, für Glasperlen und Tand jedes Weib haben kann (der Weiße ist hier ja der ehrfürchtig umdienerte Aristokrat), Der unterliegt gern dem Kitzel, die von der Klugheit gezogene Grenze zu

überschreiten und Haremsgewohnheiten anzunehmen. An den vielbeschrienen Negerruch, den auch ich nicht abstoßend finden konnte, gewöhnt er sich merkwürdig schnell; eben so an die unserem Schönheitideal weltenferne Gesichtsbildung; und wenn er nur ein leidlich guter Erzieher ist, so hilft sorgsame Pflege des Haupthaares, das im Gegensatz zu den manchmal ungeheuren Negerfrisuren (schon wegen der Ungeziefergefahr) kurz zu tragen ist, der Hände und Kleidung schließlich ein Wesen schaffen, mit dem sich wohl ein gewisser Grad vertrauten Zusammenlebens rechtfertigen läßt.

Manche Eigenschaft freilich kann mit bestem Willen nicht aberzogen, manche Fähigkeit nicht anerzogen werden. Nie wird ein Weißer sich seine Kost von dem schwarzen Weibe bereiten lassen; nimmt er doch einmal aus ihrer Hand ein Gericht, so ists eine Ehre für sie und wird als solche gewürdigt. Auch die von Klima und Rasse bedingte größere sexuelle Begehrlichkeit der schwarzen Frau gehört hierher. Wer die geschlechtlichen Gewohnheiten der Neger kennt, wird verstehen, daß der an mäßigere Kost gewöhnte Europäer bei einer gleich starken Bethätigung bald in einen Zustand der Erschöpfung verfallen muß, der sich als wesentlicher Faktor zu den anderen schwächenden Momenten wie Malaria, Ruhr und sonstigen Krankheiten gesellt.

Die größten Schwierigkeiten aber liegen wohl noch auf anderen Gebieten. Da ist zunächst die Gefahr der Verniggerung. Der Europäer ist gewöhnt, seinem Weib einen wesentlichen Einfluß auf sein Handeln, seine ganze Lebensführung zuzugestehen; überträgt er diese Gewohnheit (wozu er unwillkürlich neigt) auf die bei ihren Rassegenossen hauptsächlich als Last- und Arbeitsthier betrachtete Negerin, so sinkt er hinab und nähert sich ihrem Niveau, da ja in solchen Bündnissen immer der Tiefere den Höheren hinabzieht. Das Herrenthum der weißen Rasse sinkt, der Respekt der Schwarzen, ohne den eine rechte Kolonisation nicht denkbar ist, verschwindet. Ich habe Bilder gesehen, auf denen der weiße Mann in der Haltung eines selbstzufriedenen Familienvaters, mit Frau und den Halbblutkindern, dargestellt ist. In der Wirklichkeit liegt die Sache so, daß er, kommt ein Weißer zu Besuch, seine schwarze Frau verstecken muß, wenn er nicht Anstoß erregen will. Auch rechtlich kam es oft zu allerlei Mißhelligkeiten. Daß die Regierung diese Uebelstände zu beseitigen strebt, ist begreiflich.

Leider ist mit der weißen Kulturrasse nicht nur der Alkoholismus ins Land gekommen, sondern auch das Heer der Geschlechtskrankheiten. Besonders die Küste ist in einem erschreckend hohen Grade verseucht und selbst im Inneren giebt es heute Stämme, in deren Gebiet die Geschlechtskrankheiten furchtbar verbreitet sind. Die Folge ist natürlich, daß es schon schwer ist, ein gesundes schwarzes Weib zu finden. Nur wers ganz jung kauft, kann hoffen, ungefährdet zu sein.

Man möchte nun möglichst viele weiße Frauen im Tropengebiet ansiedeln; in den letzten Jahren ist es beinahe schon Mode geworden, daß der weiße Beamte, der gutgestellte Kaufmann seine Frau mit hin-

ausnimmt oder doch nachkommen läßt. Die Zahl der weißen Frauen ist denn auch nicht gering; sie wird auf etwa Zweihundert geschätzt, wovon allein auf Duala und Umgegend etwa achtzig, auf Kribi (Südkamerun) und Umgegend etwa vierzig kommen. Die Küstenstriche sind also bevorzugt. Ob die weiße Frau in den Busch passen würde, ist mindestens fraglich. Und schon haben sich Stimmen erhoben, die gegen eine weitere Einwanderung weißer Frauen energisch protestiren zu müssen glauben. Warum? Ist dieser Protest berechtigt?

Die Europäerin erschlafft in den Tropen, bei ihrer zarteren Konstitution, noch schneller als der Mann. Sich wirthschaftlich zu bethätigen, zu kochen, im Haushalt zu arbeiten, wird ihr schon durch das Klima unmöglich gemacht. Sie ist auch meistens ganz unvorbereitet für die besonderen Verhältnisse des Landes; denn schließlich ist Tropenwirthschaft etwas Anderes als heimische Wirthschaft. Keine Haushalt- oder Oekonomieschule giebt es bis jetzt, die ihr die Anfangsgründe beibrächte. Lächelt man nicht, wenn man an Bord des Woermanndampfers sieht, daß eine junge Ehefrau vierundzwanzig Gepäckstücke für ihren Aufenthalt in den urwaldhaften Pflanzungen von Südkamerun mitnimmt, Gepäckstücke, in denen sich eine vollständige heimische Aussteuer birgt, die ihr sicher in kürzester Frist von den Eingeborenen gestohlen wird?

Steril sind nicht alle Frauen in den Tropen. Ich habe selbst in den Küstenorten eine ganze Reihe junger Mütter mit ihren Kindern gesehen; muß allerdings bemerken, daß sie alle, Mutter wie Kind, dem Blick des Arztes wenig Erfreuliches boten. Die fahle Tropenfarbe hatten Alle; sie glichen Pflanzen, die im Keller aufgekümmert wurden. Recht groß ist denn auch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Jahren. Haben sie aber diese Zeit überwunden, so können sie ganz gut heranwachsen und sich entwickeln; um so besser freilich, je öfter und für je längere Dauer sie das heimische Nordlandsklima aufsuchen. Das älteste Kind, das ich sah, war zehn Jahre alt.

Der weißen Frau wird in Kamerun besonders verdacht, daß sie so hohe Ansprüche mitgebracht habe. Diese Klage habe ich immer wieder gehört. Der Europäerin fällt es ungemein schwer, ihre Ansprüche an die Ritterlichkeit des Mannes den veränderten Verhältnissen anzupassen. Der Pflanzer, der sich nicht in aufgekrämpten Aermeln, mit offener Hemdbrust, an den Eßtisch setzen kann, fühlt sich nicht wohl; dem gestärkten Oberhemd und dem schwarzen Anzug aber sind die Tropen, weiß Gott, nicht eben günstig. Das Hemd wird sehr bald „schwach" und der Gehrock schimmelt in der Regenzeit so leicht und gründlich, daß wohl kein Weißer die mitgebrachten Anzüge bei seiner ersten Heimfahrt noch benutzen kann.

Die weiße Frau ist gerade im „Affenland" Kamerun dem Mann eher eine Last als eine wirkliche Gehilfin und Stütze. Sie will hofirt sein und ist durch Klima und Anlage verhindert, Werthe zu schaffen, die über solche Schattenseiten hinwegsehen ließen. Deshalb wird die

weiße Phase des Frauenthums, wie ich annehmen zu müssen glaube, wohl nicht von sehr langer Dauer sein. Der Europäer wird zu dem alten Modus zurückkehren: zu der bequemeren und nützlicheren schwarzen Frau. Staat und Gesetzgebung werden bald genöthigt sein, der gern umgangenen Frage jeder tropischen Kolonie, der Bastardfrage, eine ausreichende Antwort zu suchen.

Alt-Strelitz. Oberarzt Dr. Georg Lomer.

Theaterelend.

Das Ende des Sommers brachte zwei Zusammenbrüche: im Theater des Westens stürzte unter Gepolter und starker Rauchentwickelung das Bühnenhaus zusammen und das Haus mußte geschlossen werden. Kurz zuvor hatte Herr Alfred Halm, wie man im Theaterjargon zu sagen pflegt, „umgeschmissen". Sein Zusammenbruch erfolgte leise, allmählich; er wollte nicht viel Aufhebens davon machen. Aber seine Direktion war für die berliner Theatergeschichte der letzten Jahre wichtig. Als Regisseur und Künstler ist er überschätzt worden. Die Meisten sahen in ihm einen Bühnenleiter von Idealismus, Phantasie und schlechtem Geschäftssinn. Diesen Mangel mag er gehabt haben. Ein Reinhardt ist er jedenfalls nicht. Höchstens ein recht tüchtiger Arbeiter, der sich an der Spitze eines mit reichen Mitteln arbeitenden Stadttheaters gut ausnehmen würde. In den wenigen Jahren, in denen er das Neue Schauspielhaus selbständig und unter eigener Verantwortlichkeit leitete, hat er es auf über 600000 Mark Schulden gebracht. Bedenkt man, daß er eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 550000 Mark erzielte und daß sein Etat kaum viel über 600000 Mark betragen hat, so fragt man erstaunt, woher die Schuldenlast kam.

Der selbe Fall ergab sich beim Zusammenbruch des Herrn Morris in der Kurfürstenoper. Er hatte mit 220000 Mark baren Geldes angefangen, von denen 110000 Mark für Kautionen verbraucht wurden. Immerhin waren ihm 110000 Mark geblieben. Er bekam ferner von Freunden 40000 Mark unter sehr günstigen Bedingungen für den Betrieb und hatte zu Beginn eine Abonnementseinnahme von über 50000 Mark in der Tasche. Sein Etat betrug 70000 Mark im Monat. Die Einnahmen der ersten Monate bewegten sich zwischen 50000 und 60000 Mark. Das Unternehmen sah also gar nicht übel aus und man konnte höchstens vermuthen, daß sich die 150000 Mark Betriebskapital bald auf 100000 Mark reduziren würden. Das wäre gar nicht schlimm gewesen, da die Erfahrung lehrt, daß die erste Saison in einem neuen Hause selten günstig verläuft. Doch kam nach drei Monaten

schon die Katastrophe. Die baren Mittel waren aufgezehrt und die Schulden betrugen über 200000 Mark. Die Kautionen waren verbraucht, Gagen zum Theil nicht bezahlt und Betheiligungen im Betrag von 50000 Mark, für welche die doch unbedingt nöthigen Dekorationen und Kostüme geliefert waren, konnten von ihren Inhabern abgeschrieben werden. Zweifellos hat weder Halm noch Morris Gelder bei Seite gebracht. Keiner von ihnen ist als heimlicher Krösus von dannen gezogen. Irgendwo aber muß das Geld geblieben sein. Wo? Das ist das Interessante an diesen Zusammenbrüchen. Für Leute, die das Theatergeschäft als Kunst betreiben, ergeben sich aus solchen Vorgängen prachtvolle Probleme.

Einst gründete man ein Theater, wenn man wenigstens ein paar Tausend Mark eigenen Kapitals hatte und wenn man sich im Bühnenbetrieb als Künstler oder Literat bewährt und geschäftlich einigermaßen informirt hatte. Außerdem mußte man ein gewisses Führertalent haben. Vor etwa zehn Jahren begann in Berlin die Entartung des Direktorenamtes. Junge, unerfahrene Schauspieler oder Unternehmer, die statt der Klugheit höchstens Durchtriebenheit, statt geschäftlicher Praxis äußerste Skrupellosigkeit, statt positiver Kenntnisse schwadronirende Großsprecherei mitbrachten, wollten den Herrn Direktor spielen. Die Gelder, über die sie selbst verfügen sollten, lockten sie aus den Taschen harmloser Kunstbanausen. Nicht jeder in den letzten zehn Jahren aufgetauchte Bühnenleiter paßt unter alle Kategorien dieser Schilderung. Aber es giebt leider nur sehr wenige, die nicht mindestens einen der gerügten Mängel aufweisen. Man braucht als Theaterdirektor kein Genie, kein Schlachtendenker und kein Krösus zu sein. Aber man muß unter allen Umständen, persönlich und geschäftlich, seinen Mann stellen können.

Auf dem Untergrund der direktorialen Unzulänglichkeit wurde nun der klägliche Prunkbau des großstädtischen Bühnenunternehmens aufgeführt. Er glich den unzähligen Häusern im Westen Berlins. Schlechtes Material, Protzenthum, Verzerrung (statt der Verzierung). Die neuen Männer brachten nur selten ein festes Programm. Ihre Unternehmungen waren nicht aus dem Bedürfniß der Zeit oder des städtischen Lebens herausgewachsen, sondern einem Zufall, einer Spekulantenlaune, einem Anfall von Großmannssucht entsprungen. Es gab Leute (ich wage nicht zu sagen: giebt), denen es eigentlich nur darauf ankam, in den Zeitungen genannt zu werden, mit sonst anspruchsvollen Bühnenkünstlerinnen leichter und billiger in Verkehr zu treten, in einer luxuriösen Wohnung (möglichst mit Diener) zu hausen und im Auto herumzufahren. Wenn nicht von Allen, die Einfluß haben und es ernst mit dem Theater meinen, gegen diese Kunstpiraten vorgegangen wird, dann werden wir in jedem Jahr mindestens einen großen Zusammenbruch erleben.

An drei Hauptübeln krankt heute unser Theater. Das erste möchte ich die Industrialisirung nennen. Freilich ist die Bühne nicht nur mo-

ralische Anstalt; jedes Theater beruht auch auf geschäftlichen Voraussetzungen. Aber das Geschäft ist dabei, die Kunst aufzusaugen. Direktoren von der geschilderten Sorte sehen nur auf ihren eigenen Vortheil und erleben dabei oft, daß sie selbst in die Grube fallen, die sie der Kunst gruben. Eigenes Geld besitzen sie nicht, und da fremdes Geld für Theaterunternehmungen schwer zu haben ist, so versprechen und gewähren sie den Geldgebern unmäßige materielle Aequivalente oder holen sich das Geld aus den Kreisen, die am Theater interessirt sind. Nun liegt in der Thatsache, daß man von Einem, der an dem ganzen Geschäft ein Interesse nimmt, sich Mittel zur Verfügung stellen läßt, an sich weder was Unehrenhaftes noch was Schädliches. Das Eine oder das Andere entsteht aber in dem Augenblick, wo eine pekuniäre oder ideelle Abhängigkeit geschaffen wird oder die Mittel des Theaters durch Betheiligungen geschwächt werden. Wenn ein Direktor Mitglieder, die er sonst nicht oder nur mit kleiner Gage engagirt hätte, trotzdem oder mit einer höheren Gage anstellt, so belastet er seinen Etat unnützlich; und wenn er unfähige Mitglieder beschäftigt, ruinirt er sein Unternehmen künstlerisch und geschäftlich. Aber mit der unerfreulichen Betheiligung von Bühnenangestellten ist das Kapitel der Zwangsbetheiligungen (so möchte ichs nennen) noch nicht abgeschlossen. Da ist der Kostümlieferant als Gesellschafter oder Geldmann interessirt und er verlangt große Bestellungen oder berechnet höhere Preise. Da sind die Unterpächter als Geldgeber herangezogen und sie suchen ihr Risiko durch billigere Pachten auszugleichen. Da geben Schriftsteller Darlehen, damit der Direktor ihr schlechtes Stück aufführe. Am Schlimmsten aber ist die Abhängigkeit vom Verleger, gegen die bisher noch niemals energisch vorgegangen wurde. Die „Lex Sliwinski" ist eine lex imperfecta geblieben. In Berlin sind von 19 Privattheatern jetzt thatsächlich 6, also 33⅓ Prozent, unter die Abhängigkeit von Verlegern gerathen. Die kontroliren das Repertoire und geben die Stücke ohne Rücksicht auf Kunst und höheren Geschmack. Sie fragen nicht einmal nach dem Erfolg; den glauben sie machen zu können. Berlin ist zur Versuchsbühne für die Provinz geworden. Wenn der Verleger einem bekannten Autor einen größeren Vorschuß gegeben hat, so muß das Stück in Berlin, ohne Rücksicht auf den Besuch, zum Zugstück gemacht werden: und die gläubige Provinz erwirbt es, weils in der Residenz (die schon in so vielen Beziehungen keine Hauptstadt des Deutschen Reiches mehr ist) allabendlich gespielt wurde oder wird. Auch die Dichterschaft hat sich mehr und mehr vergeschäftlicht. Gegenüber dem berechtigten Wunsch aller schaffenden Künstler, die wirthschaftlichen Folgen der Produktion selbst zu bestimmen und möglichst viel Vortheile daraus zu erzielen, ist die traurige Thatsache festzustellen, daß wir Autoren haben, die gar keine sind. Es giebt bekannte Lustspieldichter, die sich ihre Ideen und ihre Dialoge von anderen Leuten, talentvolleren, aber ärmeren, anfertigen lassen und mit dem erkauften Werk unter ihrem Namen sehr gute Geschäfte machen. Der Abgefundene muß

froh sein, wenn er noch Prozente bekommt. Mancher ist so schlau, daß er die Ideen an der einen, den Dialog an der anderen Stelle arbeiten läßt. Wir haben Komponisten, denen nie Etwas eingefallen ist, die sich Einfälle kaufen oder stehlen und die sich die Instrumentation irgendwo herstellen lassen. Jeden, der all diese Verhältnisse täglich überschaut und durchschaut, packt ein tiefer Ekel vor unseren Theaterverhältnissen. Er hat nur die Genugthuung, festgestellt zu haben, wohin oft die Hunderttausende geflossen sind, deren Verschwinden sich manche Leute so gar nicht erklären können.

Bei solchen Gelegenheiten fragt man sich, wozu wir eigentlich eine Theaterpolizei haben. Die Censur dient nur noch dazu, einige Direktoren, die sonst wegen Erregung öffentlichen Aergernisses bestraft werden müßten, vom strafrechtlichen Dolus zu entlasten. Im Uebrigen aber ist bisher zur Beseitigung der Mißstände nichts geschehen. Die entscheidenden Personen sind (nach meiner ziemlich langen Erfahrung) liebenswürdige, kenntnißreiche Männer, die das Beste wollen. Ihre Thätigkeit bewegt sich jedoch in einer ganz falschen Richtung. Nach der Auffassung unserer Theaterpolizei könnte man meinen, daß in der Reichsgewerbeordnung, der die Bühnen unterstehen, nur von Schauspielern die Rede sei. Der Schauspieler ist das Schoßkind der Behörde. Der Gagenetat bildet die Grundlage zur Feststellung der Sicherheit des ganzen Unternehmens. Nach diesem Etat wird das Betriebskapital bemessen, wird der Sperrfonds bestimmt; wenn es schief geht, wird zunächst die Bezahlung der Gagen verlangt und über Zusammenbruch und Tod des Direktors hinaus vom Eigenthümer und neuen Direktor verlangt, daß er das vorhandene Personal, und sei es einäugig und verkrüppelt, behalte. Dieses Handeln und Fordern kommt aus falscher Auffassung der Kontrolpflicht. Die Polizei soll im weitesten Umfang die Solidität des Theatergeschäftes untersuchen. Sie muß ein möglichst großes Betriebskapital verlangen und sich überzeugen, daß es vorhanden und bereit ist. Für unzulässig und unpraktisch dagegen halte ich das Verlangen der Hinterlegung eines Sperrfonds. Im Gesetz ist er nicht vorgesehen; da wird nur verlangt, daß der Direktor seine finanzielle Zuverlässigkeit erweise. Damit hat aber eine Kaution zur Sicherstellung von Gagen, die Bevorzugung eines Faktors im Bühnenbetriebe, nichts zu thun. Dieser Sperrfonds belästigt den Direktor, weil er ihn zwingt, ein größeres Kapital für die Dauer festzulegen, statt es dem Bühnenbetrieb zuzuführen, und hat noch keinen mittellosen Unternehmer von der beabsichtigten Gründung abgeschreckt. Das Aufbringen des Sperrfonds führt bei Leuten dieser Art höchstens zu unsolider Geldaufnahme und Gewinnbetheiligung. Mit welchem Recht aber wird die Uebernahme der Schauspieler von der nächsten Direktion verlangt? Wenn der Sperrfonds die Mitglieder schon für zwei Monate schützt und ihnen dadurch die Möglichkeit giebt, sich ein neues Engagement zu verschaffen: warum soll der neue Leiter dann noch die alten Verträge für ein Jahr halten? Mancher Direktor ist zusammen-

gebrochen, weil er schädliche Mitgliederverträge gemacht, weil er für Jahre hinaus unfähige Darsteller mit theuren Gagen verpflichtet hatte. Diese schlechten Spieler muß nun der Nachfolger, wenn er eine Konzession bekommen will, für ein Jahr weiterschleppen. Der Vorgänger hat vielleicht Herren und (namentlich) Damen, weil sie oder ihre Freunde sich mit Kapital an seinem Unternehmen betheiligten, mit hohem Gehalt engagirt. Diese unnützlichen und theuren Mitglieder muß der Nachfolger nun behalten: und durch solche Zahlungpflicht wird sein Etat so belastet, daß er brauchbare, seinen Repertoireplänen unentbehrliche Schauspieler nicht mehr anzustellen vermag. Dann hat er vom ersten Tag an die Lebensgefahr im Haus.

Was berechtigt gerade den deutschen Schauspieler vor allen Schauspielern der Welt und vor allen deutschen Arbeitern zu solchem Privilegium? Genügt denn die Thätigkeit der Bühnengenossenschaft nicht und spricht die Lebenshaltung unserer Schauspieler wirklich für die Nothwendigkeit solchen Schutzes? Wichtiger als der Schauspieler ist für das Theater der Schriftsteller. Der aber wird gar nicht geschützt. Der Direktor schließt die Verträge und zahlt keine Tantiemen. Kein Sperrfonds schützt den Mann, der sein Bestes hergab und einem Direktor und dessen Schauspielern Monate lang ein gutes Leben ermöglichte. Der Direktor bricht geschäftlich zusammen. Dann bildet sich die berühmte Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die von nichts weiß und keine alten Verträge anerkennt. Die Schauspieler werden übernommen. Der Verleger und sein Autor sehen der ekelhaften Schiebung zu und gehen leer aus. Sie hatten auf die Aufführung bestimmt gerechnet, hatten andere Dispositionen vielleicht unterlassen; das Stück kommt, weils nicht aufgeführt wird, in Mißkredit. Doch kein polizeiliches Machtgebot schützt diese Menschen, unter denen doch nicht nur Millionäre, sondern auch arme Teufel sind, die Etwas können. Wenn die Polizei die Schauspieler schützt, so muß sie auch die Autoren schützen. Die sind des Schutzes mindestens eben so würdig.

Der dritte Uebelstand? Er entsteht durch die Art, wie die Presse sich mit dem Theater abfindet. Die Berichterstattung verflacht mehr und mehr. Ein Versenken in das Kunstwerk ist Ausnahme. Die Oberflächlichkeit, die das Werk eines begnadeten Dichters und eines geschäftigen Possenschreibers an der selben Stelle und mit der selben Ausführlichkeit behandelt, verdirbt den Geschmack des Publikums, das wie ein großes Kind zu leiten ist. Allzu oft muß auch gefragt werden, ob manche Kritiker, nach ihrer ganzen Stellung und ihren Beziehungen, ihrem Bildungsgrad und ihrer Erfahrung, die geeigneten Persönlichkeiten sind, um über Künstler zu Gericht zu sitzen. Auch davon muß einmal gesprochen werden. Denn nur rückhaltlose, unerschrockene Offenheit kann uns von dem traurigen Theaterelend befreien.

Dr. Max Epstein.

Die Wanderung.

Es war einmal eine junge und sehr schöne Prinzessin. Ihr Fuß war behend, ihr Athem herb, ihr Haar kühl, ihr Herz voll Muth, ihre Seele schlummernd und heiter. Wenn sie ritt, umfing sie den Leib des Pferdes mit den langen schlanken Beinen, denn sie hatte die Kleider der Knaben angethan und glich ihnen sehr. Warf sie sie ab und sprang nach der Hitze des Rittes in den kühlen See inmitten der Gärten, so meinten die schnellen Fische, bei ihnen schwimme ein Knabe, und nur die älteren und klügeren bemerkten die kleinen vorspringenden Brüste der Vierzehnjährigen, wie sie dem kargen Leibe erwuchsen. Reiten und Schwimmen: Das war ihre Lust. Schwamm sie zu lange hin und wieder, dann rief die Stimme der sorgsamen Hüterin durch die Gebüsche: „Violante!“ Und manchmal rief selbst die Königin, ihre Mutter, die nach ihr forschte und sie nicht fand, laut durch die Gärten: „Violante!“ Dann antwortete die klare Stimme der Prinzessin: „Ich suche Dich!“ Denn so war ihre Weise, Antwort zu geben.

Als Violante erwuchs und ihre Nächte nicht mehr eines Kindes waren, begann sie, zu träumen, und immer, wenn sie erwachte, fühlte sie, sie sei jünger als Jene, die sie im Traum gewesen. Mit dem Lachen der Frühe erzählte sie der Hüterin, was Verworrenes sie behalten, und breitete es vor ihr aus; wie die Kaufleute aus dem Osten die verschlungenen Muster ihrer Teppiche, wenn sie vor dem Thron der Königin erschienen.

Aber eines Morgens, da die Hüterin dem Bett nahte, der jungen Prinzessin die Chokolade zu reichen, geschah ein großes Unglück. Ein Schreck machte die Hüterin so sehr erbeben, daß brechend das Porzellan am Boden zerschellte; aber zugleich erscholl ihr Schrei. Schwarz ergoß sich die Chokolade über das weiße Linnen, aber zugleich fielen Violantes Thränen darauf. Denn Violante, erwachend, hatte die Welt des Traumes in ihrem Blicke bewahrt und Traum und Blick mochten wohl aufsteigen aus tiefen Gründen, so daß die Hüterin vor solchem Blick zu Tode erschrak. Die Prinzessin aber, auf der Schwelle jener anderen Welt, mit Klirren und Wirren vom Tage empfangen, verwirrt an Leib und an Seele, war zum ersten Mal in solche Thränen ausgebrochen, die keine Ursache haben und darum kein Ende.

„Was träumte Euch, schönste Prinzessin?“ rief da nach einer Weile stummen Schreckens die Hüterin.

„Ein wunderbarer Traum,“ sagte Violante sehr leise; „und ich zögere, ihn Dir zu erzählen; denn diesmal weiß ich ihn genau.“

„Nennt Ihr ihn wunderbar: o Prinzessin, was war es dann, das Euer Auge so tief beschattete und Euch zum Licht erwachen ließ, Welten fernen Dunkels im Blick? Warum weint Ihr, da Ihr so wunderbar geträumt?“

„Weint mein Auge?“ fragte die Jugendliche, indem sie sich auf den spitzen Ellbogen stützte und sann. Doch da sie sich lange nicht regte,

ward von Neuem die Hüterin besorgt und rief, wie um sie abermals zu wecken: „Violante!“

Da aber, beim Klang ihres Namens, sprang die Prinzessin auf, drängte sich nah an Jene und rief laut und fast drohend: „Wie nennst Du mich?“

„Violante! Wie anders sollt' ich Euch nennen?“ Da riß sich plötzlich das Mädchen los, warf flüchtig Kleider über sich und nackten Fußes entsprang sie der zitternden und rufenden Hüterin.

Weit im Rücken lag ihr das Schloß, lagen die Gärten und die Ställe, die Eltern und die Diener, die Seen, die Pferde. Violante schritt durch Wälder, in denen sie ein Zauber vor den hundert jagenden, reitenden, laufenden Boten verbergen mochte, die der König, ihr Vater, in großer Bestürzung ausgesandt, sie zu suchen.

Als sie einer kahlen und harten Felswand gegenüberstand, legte sie die Hände hohl vor den Mund und rief: „Wie ist mein Name?“ Aber das Echo gab nur leise zurück: „Name“. Da rief sie aufs Neue und stärker: „Heiße ich Violante?“ Aber das Echo gab nur leise zurück: „Violante“. Da fiel sie auf die jungen und spitzen Knie und rief mit einer hellen und dennoch klagenden Stimme:

Der Du mich, die Träumende, gerufen
Mit dem Namen, der mich süßer dünkte
Als ein Pferd, das sprang, ein See, der blinkte,
Mild wie Schlaf, doch dröhnend wie von Hufen:
Ach, Du raubtest mit des Traumes Binde
Mir des Namens himmlisches Gedächtniß!
Sprich, wo such' ich Deines Traums Vermächtniß,
Daß ich meinen Namen wiederfinde?

Und indem die Knieende die Arme hob und bittend zum Himmel streckte, blieb sie eine Weile unbeweglich, als harrte sie eines Zeichens.

Da sprang ein Reh über den Pfad, von Osten gen Westen eilend, und rasch wie das flüchtige Thier sprang Violante auf und folgte dem Boten nach Westen, um den Namen wiederzufinden, der süßer war als ein Pferd und ein See, den Namen, mit dem sie die Stimme im Traum gerufen und der der Erwachenden entfallen war.

Noch war es klarer Vormittag; da traf Violante auf die Hütte eines Einsiedlers. Er war jung und bleich; in die Kutte gehüllt, saß er auf einem alten Stein, auf den Knien hielt er ein gelbes Buch, darin las er gesenkten Blickes. Als ihn das wandernde Mädchen gewahrte, sprang sie auf ihn zu, stand dicht vor ihm still, drückte das Buch herunter, faßte ihn bei den Schultern und rief: „Mönch, sprich, Mönch, sprich: wie ist mein Name?“

Der junge Mann, von solcher Schönheit aus stillen Gebeten gerissen, ward roth und bleich, wollte sie sacht mit den Händen entfernen, doch blieb er wie ein Getroffener unbeweglich, denn Hand und Arm gehorchten nicht mehr einem Willen, der nach wenigen Sekunden erlosch.

„Wie ist mein Name, Mönch?“ rief Violante noch einmal, doch

leiser und mit einem Blick voll Trauer und voll Wollust nach dem Tode. Denn von einer Sekunde zur anderen glaubte sie es gewisser: er allein, zu dem sie das flüchtige Thier geleitet, der einsam saß und nicht einmal den Namen kannte, mit dem man sie vierzehn Jahre lang am hellen Tage gerufen, er mußte ihn kennen, den Namen des Traumes, der süßer war als ein Pferd und ein See.

„Heißest Du Ursula?"

„Nein," rief sie laut, besorgt, durch fremden Namens Klang die ferne Erinnerung völlig zu verlieren.

„Elisabetha?"

„Nein," rief sie wieder und drückte in Ungeduld seine Schultern, als könnte sie ihm das Zauberwort entpressen.

„Nun: Martha?"

„Nein!"

„Agnes? Theresa? Caecilie?"

„Nein, nein, nein!" rief die Prinzessin und warf sich mit heftigem Weinen an seinen Hals.

Da der Mönch sie so in seinen Armen hielt, erwachte er zum ersten Mal. Er war ein Jüngling und verschmachtet, sie war ein Mädchen und lief ihm zu. „Vater, Sohn und alle Heiligen," betete eine letzte Pflicht in ihm. „Ein Wunder!" erklang es gleich darauf laut in ihm. „Versuchung!" flüsterte die Stimme der Lehre ersterbend. Dann trug er auf Armen, die ihm wunderbar erstarkten, das schöne Mädchen auf sein Lager.

„Was thust Du?" rief Violante.

„Deinen Namen will ich ergründen," sprach der Erhitzte.

„Weißt Du ihn nicht von Ewigkeit, in Deinem Drängen wirst Du ihn nicht finden," sang Violantes Seele. Aber ihr Mund sprach nur noch leise: „Ach, was thust Du?"

„Deinen Namen, Deinen Namen muß ich suchen, Dein Geheimniß muß ich suchen, ans Licht Deinen Schatz oder ich will in Deinem Schatz versinken!"

Wie eine einzige unverhoffte Welle aus ruhendem Spiegel hatte sich der Jüngling aufgebäumt und über die Ertrinkende geworfen. Als seine Kutte Beide verhüllte, hörte Violante in weiter Ferne, einem verklingenden Hifthorn gleich, mit einem Mal die Stimme wieder, die im Traum ihren Namen gerufen; noch hörte sie, wie die Stimme begann, den nämlichen Namen zu formen: aber zu wild brauste über ihr Welle und Sturm und verschlang in den Wettern die ferne Stimme.

Nieder sank der Mönch. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.

Es war um die Stunde des Mittags, denn auf dem braunen Scheitel der Wandernden spiegelte sich der Glanz des Gestirnes. Da traf Violante, die lief und lief, immer gen Westen, auf eine lachende Runde, die zechte und sang am Waldrand.

Die jungen und frohen Kumpane hatten das laufende Mädchen erblickt, blaß und springend, mit Augen, die suchten, und Gliedern, die

brachen. Sie traten ihm in den Weg und nahmen es beim Arm, hoben sein Kinn und riefen: „Jungfrau, wohin so schnell? Was suchst Du?"

„Meinen Namen," sagte Violante und sah sie an.

Da sprang ein gar großes Gelächter auf und Einer fragte: „Hast Du vergessen, wie man Dich taufte?"

Sie aber, unkundig, gab hastig zurück: „Wohl weiß ich, wie meine Mutter mich rief. Doch Jener, der im Traum mich rief, ließ einen anderen Namen mich erlauschen, und seit ich erwachte, kann ich ihn nimmer finden. Nun muß ich ihn suchen; nun muß ich ihn suchen."

„Traumdeuterei ist uns fern!" rief da Einer. „Doch hätt' ich Dich, reizende Jungfrau, zu nennen, ich nennte Dich Röslein!"

„Röslein!" lachte der Chor.

Ein Zweiter rief: „Wunderhold!"

„Wunderhold!" brauste der Chor.

Ein Dritter rief: „Braunlocke!"

„Rothmund!" „Einfalt!" „Spitzknie!" „Zwillingbrüstlein!" Es rief und rieth und lachte und immer dröhnte der Chor.

Da stand Violante, die wandernde Prinzessin ohne Schuh, roth übergossen, und rief mit Beben: „Laßt mich fort!"

Aber Einer nahm sie vertraulich beim Arm und führte sie seitwärts in die Gebüsche; und während die Anderen lachten und drohten, flüsterte er in ihr feines Ohr: „Jungfrau, ich will Dir den Namen nennen, komm mit mir, komm, ich find' ihn Dir aus! Du aber thu, wie ichs Dich heiße."

Und da sie ihm forschend ins Auge sah, schaute ein guter und heller Blick sie an. Da vertraute und folgte sie ihm. Doch als er sich über sie warf wie der Mönch, war es zu spät, und als er sie an sich riß, schloß sie die Augen und hatte Acht auf die Stimme, und als er ihr nahte, erklang aus weiter Ferne, einem verklingenden Hifthorn gleich, die Stimme des Traumes und hub an, den Namen zu singen, der süßer war als ein Pferd und ein See, und um ihn endlich, endlich zu vernehmen, drängte sie den stürmenden Mann von ihrer Brust. Der aber schüttelte sie nur heftiger und nahm sie; und die Wellen verschlangen die Stimme des Traumes.

Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.

Die Schatten wuchsen, es wuchs ihre Müdigkeit. Als Violante weiter gewandert war, immer gen Westen, gelangte sie an den Fuß eines Hügels. Oben aber blinkte ein weißes Haus. Und als die Erschöpfte den Hügel erklommen, stand sie davor und sah eine goldene Pforte; schöne Säulen trugen das Dach. Da dachte die Prinzessin an das Schloß ihres Vaters; das war wohl prächtig und riesengroß, doch minder feierlich als dieses.

„Tritt ein!" rief eine Stimme; und sie trat ein. „Was begehrst Du?" fragte die Stimme; und im selben Augenblick trat ihr ein Mann entgegen, von edler Haltung, in schönem Gewand, mit Blicken, feurig und weise.

„Wasser!“ sagte Violante.

„Du bist schön,“ sagte der Herr des Hauses, „ich will Dir Wein reichen.“ Dann füllte er eine bleiche silberne Schale mit dunklem Wein und unsichtbare Genien, die über ihm schwebten, sangen ihm schmeichelnd ins Ohr: „Fülle, Prangender, fülle mit starkem Blute die Bleiche an!“

Sie aber vernahm ihn nicht, den Gesang, sie ergriff die Schale, bleich wie sie selbst, trank und röthete sich.

„Wer bist Du?“ sprach da der Herr des Hauses, „Du scheinst barfuß, eine Bettlerin und bittest um Wasser. Wein aber muß ich Dir reichen, denn Du dünkst mich eine Prinzessin, wie sie die Lieder preisen, und eine große Frage magst Du im Herzen hüten.“

„Wer verrieth Dir Das?“ sprach Violante und bebte.

„Mein Genius,“ erwiderte der Herr des Hauses und küßte ihre Stirn. „Komm und durchschreite die Gärten mit mir.“

Sie schritten durch ebene, klare und kühle Wege, Hand in Hand, die wandernde Prinzessin ohne Schuh und der schön gewandete Herr des Hauses. Steinbilder blickten aus dem Lorber, Cypressen aber schwiegen über den Steinbildern.

„Wer bist Du?“ fragte Violante leise.

„Ein Dichter,“ erwiderte der Freund.

„Bist Du ein Dichter,“ rief da Violante und legte ihre zweite Hand auf seinen Arm, „und gab Dein Genius Dir ein, zu ahnen, wer ich sei: nun, so sprich und erlöse mich von aller Ungeduld und allem Zweifel der Seele. O, rufe Deinen Genius und sprich: Wie ist mein Name?“

„Dein Name?“

„In dieser Nacht,“ fuhr Violante fort (und ihre Stimme schien dem Geheimniß nachzuhauchen) „rief mich im Traum eine Stimme mit einem Namen, der süßer war als ein Pferd und ein See. Nenne, o nenne mir den Namen des Traumes!“

Da blickte der Dichter lange auf die Prinzessin. Dann sagte er mit dunklem Ton:

> Du bist nicht Jungfrau mehr. An Deine Küsten
> will ich mit stummem Muth getrieben werden
> und so, entrückt dem Genius der Erden,
> im Wahne fiebernd zwischen Licht und Lüsten,
> wenn anders mir die Götter Gnade reichen,
> erstammle ich Deines tiefsten Wesens Zeichen!

Und sie folgte ihm in ein purpurnes Gemach. Der Dichter senkte sich über sie, wie die Nacht sich über die Hymnen der Dichter senkt, sie aber ließ es willig geschehen.

Denn wieder lauschte sie auf jenen Ton und wieder nahte, einem verklingenden Hifthorn gleich, von fern die Stimme des Traumes. Mächtiger aber brauste des Mannes Gewalt über ihr und mit Entsetzen fühlte sie den Augenblick nahen, in dem jener Name leise ertönen, zum dritten Mal aber überdröhnt werden könnte.

Verwandelt war die feierliche Schönheit des Dichters, seine Locken brandeten, sein Mund bebte, ein Bündel Blitze stob aus ihm, und als die ferne Stimme eben anhub, aufs Neue den Namen zu formen, da rief der Dichter plötzlich, indem er sich schüttelte, laut, steil und kriegerisch: „Violante!"

Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bebend.

Nun war es Abend. Röthlich sank die Welt dem Schlummer zu. Violante ging, ermüdet und gelassen, athmend und ohne Gedanken durch einen Weinberg. Mit flacher Hand strich sie über breite hellgrüne Blätter und träumte von den Gefilden der Schatten. Blau und schwer hingen die Trauben von den stützenden Stämmen nieder; sie aber sah die Trauben nicht.

Da trat auf ihrem Weg plötzlich ein wunderbarer Mann auf, als wäre er aus der Erde getaucht. Sein langer Mantel war dunkelblau wie die Trauben, sein bleiches Antlitz kühn und weise. Er hatte keine Jahre. In den Händen trug er nichts, aber am linken Arm hing ihm ein geflochtener Korb, von Trauben voll, und zuweilen brach er mit der Rechten noch eine Traube und legte sie zu den anderen.

Violante schauerte; wie in Ehrfurcht sprach sie, als sie einander trafen, ganz leise: „Guten Abend!"

„Guten Abend!" sagte die Erscheinung, aber im selben Augenblick war die Wanderin auf die Knie gesunken und rief: „Herr meines Traumes, Deine Stimme kenne ich wieder. Noch einmal, o noch einmal den süßen Namen nenne mir, sprich ihn aus, Herr meines Traumes!"

Da blickte er sie an mit langem Sinnen. Dann brach er eine dunkelblaue Traube; die reichte er ihr stumm.

Sie aber pflückte, den Blick auf ihn gerichtet, langsam eine große Beere, führte sie an den Mund und trank ihren Saft.

Ein Lächeln wie von Genien zog über ihr Antlitz, das älter schien und reifer als zuvor: denn nun, beim Saft der dunkelblauen Traube, vernahm sie den Namen wieder, des Traumes Namen, um den sie gewandert war. Und sie antwortete, wie ehedem, wenn sie vom Schloß gerufen ward, doch leiser und mit einem süßen Ton: „Ich suche Dich."

Dann sank die Prinzessin dem Tod zu Füßen.

Halensee. Emil Ludwig.

Zeus, um die Mitte zu finden vom Erdkreis, den er beherrschte,
Wußte den sinnigsten Rath; kindliche Dichtung erzählts:
Adler, ein Paar, von Morgen den einen, den andern von Abend,
Ließ er fliegen, zugleich, gegen einander gekehrt.
Wo sie alsdann, gleichmäßiger Kraft mit den Fittichen strebend,
Trafen zusammen, da fand, was er verlangte, der Gott.
So, wo die Weisheit sich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf! (Mörike.)

Der verschlossene Garten.

I.

Das Thor des alten Gartens steht verschlossen,
Verschlossen seit wie lang? Wer mag es sagen?
Die Jahre sind darüber hingeflossen
Mit ihrem Strom von trüb und dunklen Tagen.

Auch Sonnenschein ist drüberhin gegangen,
Doch ist er kaum durchs Blätterdach gedrungen,
Denn auf dem Grund vom Bambusgang, dem langen,
Stehn Blumen wirr verwildert und verschlungen.

II.

Dort auf dem Rasen Hyazinthenkissen,
Des Frühlings erstes duftiges Geschenk,
Und auf die Gräser nicken die Narzissen,
Dicht an des Epheu schattendem Gehäng.

Am Eingang zwei Cypressen schlank und grade
Bewachen diese totenstille Welt,
Und schläfrig von der steinernen Estrade
Ein Brunnen in sein Muschelbecken fällt.

III.

Und durch den Lorber tief im Grunde blaut
Das Meer im Flimmer seiner sammtnen Wellen,
Die an dem Fels mit seltsam fremdem Laut
Seit Ewigkeiten schäumen und zerschellen.

Es sprüht der Gischt hinauf die steile Wand,
Um sinkend, fallend, ebbend zu verrinnen,
Und knirschend rollt er Steine auf den Strand —
Ein mühevolles, fruchtloses Beginnen.

IV.

Der Garten steht in seinem Märchentraum,
Als wüßt' er nicht, wovon die Wellen rauschen,
Und nur die Blüthen vom Magnolienbaum
Grüße mit ihrem Heimathwinde tauschen.

Im Abendspiegel goldig ruht das Meer,
Die letzte Welle ist am Fels verronnen;
Der Garten hat sich weich und düfteschwer
In seine Stille wieder eingesponnen.

V.

Einst schritt die Sehnsucht hier auf hellen Wegen,
Den Blick hinaus weit auf das Meer gewandt;
Dem goldnen Süden träumte sie entgegen
Und nach der Sonne streckte sie die Hand.

Und abends sieht sie von dem Felsenhange,
Wie rings das Meer im Purpurglanz zerfließt,
Und bei der Fischer fernem Klaggesange
Sich ihre Hand im Schoße betend schließt.

VI.

Dann ist die Liebe durch den Park gegangen,
Das Antlitz blühend wie ein Frühlingstag;
Die Hände nach den schönsten Rosen langen
Und strahlend ihr das Meer zu Füßen lag.

Und durch die Büsche klangen süße Worte —
Auf jungem Haupt der Maienblüthenkranz —
Ein Jubeln überall — die offne Pforte
Stand feierlich in Licht und Sonnenglanz.

VII.

Dann kam das Glück mit leisen, leisen Schritten,
Im Silberkleid, die Rose überm Ohr;
Und wo der Fuß im Gras dahingeglitten,
Da brechen Blumen tausendfach hervor.

Von Apfelblüthen stäubt der weiße Regen
Und auf den Wegen bebt die Sonnenluft;
Der Garten strahlt dem Himmelslicht entgegen
In Gluth und Glanz und Frühlingsmorgenduft.

VIII.

Der Garten lag in lichtem Sonnenfrieden
(Wer weiß es noch, wie manche Jahre lang?)
Und jeder Abend schenkt den selig Müden
Segnend des Tages letzten Feierklang.

Und kleine Füße trippelten im Garten,
Ein weißes Kleidchen und ein Lockenhaupt,
Und Kinderhände können kaum erwarten,
Bis sie vom Baum die erste Frucht geraubt.

IX.

Dann schritt die Trauer durch die dunklen Gänge
Mit langsam schwerem, leer verlornem Blick;
Längst sind verhallt die Feierglockenklänge,
Nur kalter Marmor weiß noch von dem Glück.

Und durch den Garten rauscht ein ndmpfes Schweigen,
Es ist, als gingen alle Blumen ein;
Und trübe tropft der Regen von den Zweigen
Und müd ins müde, graue Meer hinein.

X.

Dann kam ein fremder Gast. Mit dumpfen Schritten
Schlurft er daher durchs herbstlich rothe Laub;
Es hat sein Fuß nichts Blühendes gelitten,
Sein Blick ist Grauen und sein Athem Staub.

Er hauchte Blindheit auf die hellen Räume
Und warf die Läden einzeln klirrend zu.
Er schloß das Thor . . . Und alle Blumenträume
Deckt nun für immer grabesstille Ruh.

XI.

Geliebte, siehst Du dort die Sense stehen,
Das Zeichen, das der Fremde ließ zurück?
Gieb mir die Hand und laß uns Beide gehen
Zurück ins Leben und in unser Glück.

Der Garten rauscht geheimnißvoll und trübe
Aus seiner Stille dumpfe Grüße her . . .
Komm! Unsre Segel golden schwellt die Liebe
Und uns zu Füßen glänzt das blaue Meer.

Hamburg. Theodor Suse.

Selbstanzeigen.

Neue Gedichte. Verlag von Georg Müller in München.

Wer bist Du?

Du Wesen, das sich stets in neue Schleier hüllt
und aus sich selber schattenhaft verdunkelt,
dem eignen Dunkel dann wie Licht entquillt
und hüllenlösend auf sich niederfunkelt;

das noch als Wolke Trauer hingebreitet
und schon, vom Graugeweb verborgen dicht,
sich wandelnd als Traum=Freude weiterschreitet —
wer bist Du, Schmerz=um=Lust, Dunkel=um=Licht?

Sonnenfinsterniß im Frühling.

Die Sonnensichel schwebt in grauem Raum.
Die Luft ist dämmerstill. Ein Tagermatten
senkt seine Schleier um den Himmelssaum.
Fahl, wie im Mondlicht, steht der Blüthenbaum.
Halbsonnen schimmern in den Blätterschatten.

Herbstabend.

Herbstlicher Dämmerungwald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
die dunstverschwommen durch die Stämme sehn.
Raumrunde, die das Ohr mit Lauten narrt.

In das Erdgrauen, das des Schlummers harrt,
läuten die Thäler Nacht. Die Schritte gehn
verschwundenen Weg. Kaum Wipfel sind zu sehn.
Still. Stille wird zu dunkler Gegenwart.

Begegnung.

Stocktastend kam den Weg, den ich schritt,
an der Mauer ein Blinder mir entgegen,
stand auf dem Pflaster und lauschte dem Tritt,
der neben ihm mit harten Schlägen,
ein Bündel Laute, vorüberglitt.

Der Mann tappte weiter die sonnige Wand
und wußte, daß Jemand rückschauend stand
— denn jetzt wars still, er hörte nichts:
es schwieg auf dem Stein des Trittes Geklopf.
Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
statt des erloschenen Gesichts.

Die Dämmerung.

Zwischen den Dächern dunkelt das Blau
über Firste, Dachrinnen, Essen
windstill hin. Vom Licht schon vergessen
ist der Gasse steinernes Grau.

Doch in Thordunkel stehn helle Frauen,
Frauen lehnen aus Fenstertiefe heraus.
Heimkehrende bringen das Ergrauen
des Landes. Da schwinden sie Haus für Haus.

Vierzeiler.

Seinen Weg geht jeder Tag,
jeden mußt Du neu beginnen.
Immer läßt die Nacht zerrinnen,
was geschaffen vor Dir lag.

Was Du Dir ganz errungen hast,
sinkt aus der Hand als schwere Erdenlast.
Es schwebt nicht mehr traumleicht vor Deinem Blick.
Irden wurd' es — und fällt der Erde zurück.

Was uns bleibt? Der Traum von Stunden,
die ein ganzes Leben waren,
und das Werk von schweren Jahren,
die wie eine Nacht entschwunden.

Zeitlose Ewigkeit war einst Dein Traum.
Längst wurdest Du Zeit und wanderst durch den Raum.
Du weißt, Dein Weg ist nur ein kurzes Stück,
Dein Ziel der Abend. Doch Dein Schritt ist Glück.

München. Wilhelm von Scholz.

Die Geschlechtswaffen in der Liebe und in der Moral. Ernst Hofmann & Co. in Berlin.

Mein Buch ist eine Kampfschrift. Der Verfolgungsucht der Geschlechtsmoralisten setzt mein Buch die Forderung nach mehr Aesthetik entgegen. Die möglichst allgemeine Bethätigung einer ästhetischen Sexualethik wird in meinem Buch als Kulturglück gewürdigt. Ich erkläre dort die rein animalische Liebeauswahl für überwindlich, sobald das ästhetisch bewußt Erworbene in ihm unbewußt weiterwirkt. Mein Buch schildert den Lebenswerth ästhetischer Selbsterziehung, die veredelte Phantasiekraft des Geistes und der Sinne, die den idealen Schönheitrausch der Liebe erzeugt. Ich versuche die Beweisführung, daß es mehr schönfühlende Männer giebt als ihnen ebenbürtige Frauen, daß

noch zu vielen Frauen die ästhetische Wahrnehmung fehlt, die Gefühlsempfängniß für die innere Form eines Menschen anderen Geschlechts, für das geistig und sinnlich Verfeinerte an ihm. Ich sehe darin eine Folge der Jahrtausende alten sozialen und psychischen Unterthänigkeit der Frau. Das mangelnde Verständniß des Weibes, daß die Liebe auch ein ästhetisches Erlebniß sein kann, gilt mir als ein Hauptunterschied zwischen weiblicher und männlicher Liebe. In systematischer Untersuchung behandle ich die Seelen- und Körperprobleme der Erotik und ihre Beurtheilung durch die herrschende Moral, auch in der Literatur. Mein Buch ist eine scharfe Abwehr der übersittlichten Zuchtmeister echter Literatur, der Scheinheiligkeit in jeder Gestalt. Meine Kritik geht von dem Standpunkt aus, daß in unserer Epoche naturwissenschaftlicher Erkenntniß die Geschlechtsliebe als eine Seligkeit des Selbstgefühls wohl anerkannt werden darf, als das angeborene Menschenrecht jeder gesunden Natur aus Fleisch und Blut. Welche gesellschaftlichen Hindernisse einer allgemeinen Veredlung der Geschlechtswahl noch entgegenstehen, wird von mir ausführlich dargelegt. 'So lange in zahlreichen Menschen der ästhetische Wille noch beschränkt ist, wird in ihnen das Geschlechtsthier stärker sein müssen als ihre feinere Menschlichkeit und so lange bleiben Dirnenhäuser das kontrolirbarste Uebel; für ihre humanste Einrichtung habe ich praktische Vorschläge gemacht. Mein Buch möchte dazu beitragen, daß das Seelenelend eines verhäßlichten und verkümmerten Geschlechtslebens in nicht zu ferner Zeit gemildert sein wird.

Georg Keben.

Edelinge. Drei Novellen. Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

Mein Verleger hätte meine Kinder am Liebsten umgetauft und wenigstens aus der längsten der Novellen gern einen Roman gemacht. Er behauptete nämlich, nur das „Ave Maria" sei im engeren Sinn eine Novelle, ein Geschehniß oder Erlebniß. „Adel", die dritte des Bandes, umfasse die Tragoedie eines ganzen Frauen- und Lebensschicksals; und vollends die erste, „Auf Moorgrund", die am Tiefsten schürfe, gehe nach Stoff, Form und Umfang weit über den Rahmen der Novelle hinaus. Ich bin anderer Ansicht. Jeder Dichter gießt an Leben und Weltempfinden in die Form, was er als inneres Gut bei sich hat und abgeben kann, und wenn die überlieferte Form für die Quantität und Qualität des Stoffes zu schwach oder zu eng ist, dann sprengt, dann weitet er sie und baut sich eine neue mit der Kraft und dem Recht des Schaffenden. Ich hätte das innere Wesen der Novellen vielleicht noch durch das Beiwort „heroische" kennzeichnen können. Aber mein Gefühl war dagegen, das Menschenthum, das mir nur schöne Natur und geistige Gesundheit und Kraft ist, durch die Marke „heldenmüthig" anzupreisen und auf einen Sockel zu stellen.

Wandsbeck. Paul Schulze-Berghof.

Balkan.

An die ersten Oktobertage wird man in der berliner City noch lange zurückdenken. Der berühmte Börsencynismus, der sich aller Sorgen in einem Witz entledigt, war schon beim ersten Kriegsalarm weggeblasen. Als die Mobilisirung des Balkans gemeldet wurde, griff eisiger Schrecken den Helden der Burgstraße ans Gebein: sie rissen sich die Engagements vom Leibe, um die arme Seele zu retten. Auch das Publikum verkaufte in blinder Hast. Ob die Banken die Gelegenheit benutzten, nicht ganz taktfeste Kunden abzuschütteln, war nicht festzustellen. Daß Bergwerk- und Schiffahrtaktien ärger litten als Balkanpapiere, zeigt, wie verrückt Alles war. Die HAL-Aktie verlor am ersten Tag 13 Prozent. Dabei sind die Chancen des überseeischen Verkehrs besser denn je; und ein Balkankrieg würde sie nicht verringern. Gelsenkirchen fiel um 16 Prozent: als ob die deutsche Bergwerkindustrie Schaden hätte, wenn Türken, Bulgaren, Serben sich blutige Köpfe holen. Die berliner Börse hat seit 1909 Hausse; der Umsatzstempel brachte 1909: 19¾ (nach 10¾), 1910: 22¾, 1911: 24¾, 1912 bis Ende August: 16,40 (gegen 16¾) Millionen. War die Herrlichkeit aus Pappe? Zuerst konnte mans glauben; bis die guten Geister wiederkehrten und nach dem Schlachtfest der neue Auftrieb begann. Daß der schwärzeste Tag auf den ersten Oktober fiel, war ein besonderes Pech. Die Ultimoengagements waren erledigt; neue Kauforders lagen noch nicht vor. Der Strom der zu verkaufenden Papiere ergoß sich also, durch keinen Damm gehalten, auf den Markt. Nun hieß es: „Das Fehlen einer Contremine war schuld an dem Kladderadatsch". Aber gab es im Bereich einer tief wurzelnden Haussestimmung Möglichkeiten für Baissespieler? Sie fehlten, weil kein Raum für sie war. Als der Terminhandel verboten war, hieß es, man müsse ihn wiederherstellen, weil die Kurse sich nicht ausgleichen könnten, wenn das Gegengewicht der Contremine fehle. Nun lebt der Ultimoverkehr wieder; aber die Baissiers striken noch immer. Am Tag vor der Deroute hatte ein ziemlich stark engagirter Spekulant sich „glatt gestellt". Als man ihm am nächsten Tag, der ihm, wäre er noch engagirt gewesen, beträchtliche Verluste gebracht hätte, zu der klugen Vorsorge gratulirte, rief er empört: „Wenn ich gefixt hätte, wäre heute ein Vermögen verdient! Ihr gratulirt?"

Die Hohe Finanz griff nicht in den ersten Wirrwarr ein. Durfte mans ihr verübeln? Nach den pädagogischen Versuchen, denen sie seit Monaten ausgesetzt ist, mußte sie ruhig zusehen, wie das schönste Agio zum Teufel ging. Liquidität ist die Hauptsache. Und in Kriegszeiten ist bares Geld das einzig Wahre. Die Banken hielten sich streng an das Dogma von den Barreserven, als sie ihre Effektenportefeuilles nicht zum Asyl für Obdachlose machten. Die berühmten Zwischenbilanzen stehen im Zeichen schwindender Liquidität. Die letzten Abschlüsse zeigten wieder eine Verschlechterung des Verhältnisses zwischen realisirbaren Werthen und Verbindlichkeiten; und der Kredit, den das Bör-

sengeschäft beanspruchte, hatte noch immer 1044 Millionen (bei acht berliner Banken) festgelegt. Die Bankherrscher können ihr Geld in kurzfristigen Geschäften zu guten Zinsen verwerthen; und die Effekten sind um so reizvoller, je niedriger ihr Kurs ist. Dann kauft man, bei Gelegenheit, billig ein und setzt später zu hohen Preisen wieder ab. Daß die Reichsbank ohne Diskonterhöhung über den Quartalswechsel gleiten konnte, wurde als Symptom strafferer Organisation im Kreditbezirk angesehen. Die Börse kam bald wieder zur Besinnung. Aber sie hatte ihr schlechtes Gewissen verrathen. Sind die Haussepositionen stark genug, um einer neuen Springfluth Stand zu halten? Jetzt ist natürlich eine Contremine gelegt worden. Die politische Krisis wird nicht so bald aus der Rechnung verschwinden und giebt den Baissiers einen Boden, auf dem sie stehen können. Zu bedenken ist ferner die unbesiegbare Vorliebe des Publikums für die Aktie. Kein gutes deutsches Anlagepapier hat aus dem ersten Sturz der Dividendenträger Nutzen gezogen. Die dreiprozentige Reichsanleihe senkte sich auf 78½ Prozent und blieb da, während Türken, Bulgaren, Serben sich erholten. Vierprozentige deutsche Hypothekenpfandbriefe: 96,10! Da die ersten Banken täglich kündbares Geld mit 3 Prozent verzinsen, so läßt man, was aus Verkäufen erzielt wurde, bar liegen; deutsche Renten will man nicht. Lieber Vogtländische Maschinenfabrik. Diese Aktie hatte einen höchsten Gipfel von 890 Prozent erreicht. Man rechnete auf eine beträchtliche Erhöhung der Dividende. Aber es kam anders: die Dividende bleibt, wie sie war (30 Prozent). Enttäuschung. Der Kurs purzelte in die Tiefe; und die Aktie hatte in wenigen Tagen 100 Prozent (1000 Mark, also ihren Nominalwerth) eingebüßt. Auf 630 stand sie noch immer in einem Mißverhältniß zur Dividende, die eine Rente von nur 4¾ Prozent gewährt. Aber der Kurs kletterte wieder in die Höhe und hatte bald vom Verlust fast 40 Prozent wiedergewonnen. Das geschah mitten im Kriegslärm; während deutsche Renten fielen.

Wenn die Balkanländer Krieg führen, ist das Geld nicht Chimaere. Die Türkei, Bulgarien, Serbien, Griechenland sind (durch ihre Anleihen) Schuldner der europäischen Großmächte. Das Schicksal der Zinscoupons ist also für den ganzen Erdkreis wichtig. Im Osmanenreich regirt die Administration de la Dette Publique Ottomane, der durch das Muharremdekret bestimmte Einkünfte für den Schuldendienst verpfändet sind. Gefährdet wäre sie nur, wenn die Türkei von der Landkarte Europas verschwände; und selbst dann müßten die Nachfolger wohl das Erbe der Dette Publique übernehmen. Die reformirte Türkei wollte, in ihrem stolzen Selbstbewußtsein, keine Finanzkontrole. Die Zollanleihe des Jahres 1911, die 11 Millionen türkische Pfund betrug und von der etwa 10 Millionen an die Türkei ausgezahlt worden sind, verkündete den Sieg des jungtürkischen Stolzes über die Geschichte. Die französische Osmanenbank war abgesetzt worden. Freilich nur auf Zeit. Durch den Krieg gegen Italien kam sie wieder zu Ehren. Sie gab einen Vorschuß von 4 Millionen Pfund und erklärte sich (im Mai

1912) zur Uebernahme einer Anleihe von 10 Millionen bereit. Und im Herbst sollte eine Summe von 5 Millionen Pfund zur Bestreitung der „Staatsnothwendigkeiten“ aufgebracht werden.

Der erste Staat, von dem man nach der Mobilmachung hörte, er habe sich nach Geld umgesehen, war Bulgarien. Das neue Königreich, dem der kluge Enkel Louis Philippes einen fühlbaren Elan gegeben hat. Das Werk sollte durch die Konvertirung der alten sechsprozentigen Bulgaren gekrönt werden, die wie ein störender Schatten in den Lichtkreis der neuen Zeit hineinfallen. Die Mittel sollte eine Anleihe von 180 Millionen Francs liefern, für die deutsche, französische, österreichische und englische Banken sich interessirten. Was aus diesem schönen Plan werden wird, ist die Frage. Ein Vorschuß von 25 Millionen wurde vor der Krisis noch erreicht. Weitere Versuche blieben erfolglos. In Paris wurde die bulgarische Regirung abgewiesen; und das Gerücht, daß die Russische Staatsbank der Bulgarischen Nationalbank einen Kredit von 25 Millionen Francs eröffnet habe, wurde schleunig dementirt. Eine internationale Finanzkontrole giebt es in Bulgarien nicht. Die Auslandanleihen der letzten Jahre sind nicht leicht erlangt worden. Für eine 4½prozentige Anleihe von 100 Millionen Francs (1909) verweigerte die französische Regirung die Cote in Paris, weil keine Spezialsicherheit gestellt war. Die Anleihe sollte dann in Deutschland eingeführt werden, stieß aber auch hier auf den Widerstand der Regirung. Erst im November 1911 wurde die Zulassung an die hamburger Börse genehmigt. Spät kam sie; doch sie kam.

In Serbien wird, seit 1895, der Dienst der auswärtigen Schuld durch die Autonome Monopol-Verwaltung kontrolirt. Bevor es zu dieser Einrichtung kam, mußten die Besitzer serbischer Staatspapiere eine Zwangskonversion hinnehmen. Die Monopolverwaltung ist nicht eine Instanz zu internationaler Aufsicht; ihre meisten Mitglieder sind Serben. Trotzdem haben Serbiens Finanzen uns seit 1895 keine Sensationen mehr geboten. Wie es im Krieg würde, weiß man nicht. Die Berliner Handelsgesellschaft, der Doyen für die serbischen Anleihegeschäfte, erklärte, daß weder in Serbien noch in einem der anderen Balkanstaaten der Coupon bedroht sei. Die letzte große serbische Auslandsemission betraf die 4½prozentige steuerfreie Goldanleihe von 1909 im Betrag von 150 Millionen Francs. Davon entfielen 37½ Millionen auf Deutschland. Aus dieser Anleihe bestehen noch ansehnliche Guthaben. Die Franzosen waren lange ungemein stolz darauf, daß sie deutsche Finanzinstitute aus dem Besitz von Balkanpapieren gedrängt haben. Ein kluger Leiter des berliner Auswärtigen Amtes hätte ihnen die Freude an diesem Besitz jetzt tüchtig versalzen.

Der schwächste unter den Bundesgenossen ist das Königreich der Hellenen (Montenegro zählt nicht mit, weil es keine geregelte Finanzwirthschaft hat), das Land der Staatsbankerote. Unerreicht ist Hellas als Sieger über die Gläubiger. Eine Rekordleistung war das Abschlachten der Zinscoupons auswärtiger Anleihen im Jahr 1893. Da-

mals wurden 70 Prozent vom Werth des Zinsscheines einfach gestrichen; und so ists im Wesentlichen geblieben. Seit dem Krieg gegen die Türkei (1898) herrscht eine internationale Kontrole, der gelungen ist, die Quote der Zinsen etwas zu erhöhen. Aber die Folgen der alten Schande sind noch immer sichtbar. Die Gläubiger Griechenlands können nur hoffen, daß ein günstiger Stern ihnen die Millionen wiederbringt, die sie verloren. Der Krieg ist keine Chance. 4940 Millionen Francs betragen die Staatsschulden des Osmanenreiches und seiner drei Hauptgegner; und die Summe der jährlichen Zinsen umfaßt 200 Millionen Francs. Was wird der Krieg davon vernichten?

Der Werth des deutschen Außenhandels mit dem Balkan betrug 1911 etwa 420 Millionen Mark; vom Gesammtumsatz, der auf 19000 Millionen gestiegen ist, nur 2¼ Prozent. Allzu beträchtlich ist also der Antheil des Handels nicht, der unter direktem Einfluß des Konfliktes steht. Rechnet man die Summe ab, die auf Rumänien entfällt, so bleiben nur 220 Millionen übrig. Das Moldaukönigreich ist der wichtigste und zahlungfähigste Kontrahent Deutschlands auf dem Balkan. Wie weit der Waarenaustausch zwischen diesen beiden Partnern beeinträchtigt wird, läßt sich noch nicht voraussehen. Die Ausfuhr der Balkanländer umfaßt hauptsächlich landwirthschaftliche Produkte, während Deutschland Maschinen, Metall- und Textilwaaren, Chemikalien, Waffen, Munition einführt. Daß der Getreidehandel, für den der rumänische Weizen und der russische Roggen von Bedeutung ist, durch kriegerische Verwickelungen gestört würde, ist sicher. Die Sperrung der Dardanellen während des Tripoliskrieges hat sich stärker fühlbar gemacht, als die kurze Dauer des Hindernisses vermuthen ließ. In den Handelsbilanzen der Balkanländer werden, durch die Verringerung des Waarenaustausches zwischen den Staaten, natürlich auch Veränderungen entstehen, die auf die Zahlungbilanz zurückwirken. Das läßt sich nicht durch ein einfaches Rechenexempel darstellen; denn das Maß der Vernichtung hängt von der Dauer des Krieges ab. Die Größe der wirthschaftlichen Werthe ist immerhin eine Bürgschaft gegen internationale Konflikte. Man setzt die Leistung einer ganzen geschäftlichen Epoche nicht leicht aufs Spiel. Wer aber damit rechnet, daß sich für die Störung des Handels auf den Balkanmärkten ein Ausgleich in beträchtlichen Bestellungen von Kriegs- und Eisenbahnmaterial bieten wird, muß überzeugt sein, daß diese Waaren auch bezahlt werden. Wie es damit gehen könnte, zeigt das Moratorium in Bulgarien; für drei Monate sind alle Zahlungverpflichtungen aufgehoben. Die Banken haben ihre Schalter geschlossen; und die fremden Kaufleute mögen zusehen, wie sie zu ihrem Geld kommen. C'est la guerre!

Die berliner Großbanken beurtheilen die wirthschaftlichen Folgen eines Balkankrieges nicht pessimistisch. Sie glauben, daß die „Konjunktur“ Alles besiegen werde. Als die Börse ihre gute Laune wiedergefunden hatte, machte sie den Witz: „Man wird einige Vorschüsse wechseln und dann wird Alles in Akkorden ausklingen“. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Bilanz am 30. Juni 1912.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Grundstücke	195 774	81	Vorzugs-Aktien	1 987 000	—
Gebäude	993 758	45	Stamm-Aktien	13 000	—
Arbeiter-Wohnhäuser	169 502	—	4½% Anleihe vom Jahre 1899	368 500	—
Anschluss- u. Werkstätten-Gleise	187 167	—	4½% Anleihe-Tilg. (rückst. Obl.)	1 500	—
Licht-, Heiz- u. Wasserleit.-Anl.	117 929	—	4½% Schuldv. v. Jahre 1907	835 000	—
Kraftanlage	121 887	—	4½% Schuldv.-Tilgung (rückst		
Werkzeugmaschinen	173 919	—	Schuldverschreibungen)	1 500	—
Inventar	1	—	Anleihe-Zinsen (rückst. Zinsen)	2 430	—
Werkzeuge	1	—	Schuldversch.-Zins. (rückst. Zs.)	9 922	50
Mobilien und Utensilien	1	—	Hypotheken auf Arbeit.-Wohnh.	97 500	—
Zeichnungen und Modelle	1	—	Arbeiter-Unterstützungsfonds	6 021	85
Pferde, Wagen und Automobile	1	—	Kreditoren	1 035 378	90
Materialien sowie halbfertige			Avalwechsel	236 317	75
und fertige Waren	2 264 975	66	Reservefonds	343 547	26
Kassabestand	10 175	95	Spezial-Reservefonds	25 570	52
Wechselbestand abzügl. Diskont	5 663	65	Talonsteuer-Reserve	3 500	—
Effekten	3 250	—	Gewinn- und Verlust-Konto	279 625	51
Debitoren	765 989	02			
Kautionen	236 317	75			
	5 246 314	29		5 246 314	29

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Unkosten	275 085	57	Vortrag	40 990	14
Abgaben	56 017	93	Waren-Konto	891 868	74
Reparaturen	55 093	72			
Zinsen, Skonto und Provisionen	55 896	66			
Abschreibungen	211 139	49			
Gewinnsaldo	279 625	51			
	932 858	88		932 858	88

Gotha, den 15 August 1912.

Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft.

A. Kandt.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.